

wo steht das Haus Stoffers steht. Einige Schritte weiter, dort, wo heute die Bürener Ruben Latein und Griechisch lernen, grüßte das „Rote Kreuz“ des Johann Böhle. Einige Meter nur höher hinauf bediente der Bürgermeister Mente höchst eigenhändig seine Gäste im „Weißen Schwan“. Der jetzige Gasthof Gödde-Mente steht also auf geschichtlich bedeutsamem Boden! Wer dort noch nicht genug bekommen hatte von dem „Unschlüssigen“, das das Stadtoberhaupt braute, brauchte nur ein Häuslein weiter zu gehen. Auf dem Plage der Mehrgerei Baal war die Schenke im „Grünen Baum“ des Conrad Winnenberg. Wenn man dann über den Marktplatz ging, grüßte dort, wo das Besitztum des Kaufmanns Boedis liegt, das „Weiße Pferd“, dem Adolf Butterwed gehörend. Die Anwohner der Rosenstraße hatten ihren Stammtisch im „Schwarzen Adler“ des Mathias Köchling, auf dem Plage des Bauerschen Hauses. Das jetzige Hotel Alfeld steht ebenfalls auf historischem Grunde; damals lag dort nämlich das Gasthaus „Zu den drei Kronen“. Sein Eigentümer war Anton Mäevus (Meives).

Das waren im ganzen acht Schildwirtschaften bei rund 1000 Einwohnern! In Paderborn, das damals etwa 4000 Menschen in seinen Mauern hatte, waren es 22, wozu noch 4 Junfherbergen kamen.

Wer im Aftetale hinauf wanderte, konnte im Reddingshausen von dem Schulten sich bedienen lassen, der den „Grünen Stern“ sein eigen nannte. In Hegensdorf konnte man bei Brüggenshöfer im „Grünen Baum“ einkehren; in Weine bei Böder im „Halben Mond“ rasten und sich stärken. Besagte es dort dem Wanderer nicht, dann mochte er weiter ziehen zum „Weißen Roß“ des Schildwirts Schrieves. In Weiberg luden die „Weiße Stille“ und die „Landestrone“ zum Verweilen ein. Die wunderlichsten Namen hatten die Wewelsburger Wirte gewählt, Niggemeier und Meyer. Jener beherbergte seine Gäste im „Schuhengel“, dieser im „Vogel Strauß“!

Aus allen Pergamenten.

Von F. Kesting.

I.

Vor mir liegt ein alter „Schweinslederner“ von etwa 1000 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Zeichnungen und etlichen prächtigen Holzschnitten:

„Deconomia oder Notwendiger Unterricht über Hauß-Haltung — Von Ackerbau — Wie man Maulwürfe austilgen kann etc.“

Alles auf Anordnung Churfürstens Augusti, aufs neue in Druck verordnet durch Casparum Jugelium 1675.

Das Buch weiß alles — nur nicht viel von der Jagd, denn darin hatte Churfürst Augusti jedenfalls seine eigene Meinung und legte auch wohl nur wenig Wert darauf, daß seine Untertanen mit den Künsten des edlen Weidwerks vertraut wurden.

Nur der „Maulwurfsjagd“ widmet der Verfasser dreißig enggedruckte Seiten, weiß dagegen von allem Wilde nur etwas über „Phasänen, Tauben, Wachteln, Kramatzvögel, Hasen und Kaninchen“ zu sagen und etliche einschlägige Kochrezepte zu geben.

Vielleicht ist einer oder der andere bereit, die alten Rezepte zu erproben oder die wunderartige Wirkung der Maulwurfs-Bälglein und ihrer Zähne zu versuchen, fernermaßen es immer noch Leute gegen sollen, so infolge eines wenig fürsichtigen Lebenswandels mit Bodagra, Zipperlein, Zahnpein und sonstigen Erdenübeln behaftet sind.

Von den hier angegebenen zauberischen Mitteln zur Vertreibung der Maulwürfe rate ich wegen der damit verbundenen Gefährdung dringend ab, zumal die schnellebige Zeit zu Weihnachten und Fastnacht sich heute kaum noch mit einem Gedanken der bösen Würster erinnert und die Forschung inzwischen das „lästige Gewürm“ in einen Freund und Wohltäter der Menschheit verwandelt hat.

Von Maulwürfen im gemein / wie schädlich sie seyn / und wie unchristlich ehliche Leute solchen steuern wollen.

Unter andern schädlichen Wurmern und Ungeziefer / günstiger lieber Leser / welche den Gärten und Feldgewächsen großen Schaden zutügen / sind wahrhaftig die Maulwürfe nicht die geringsten / sondern fast die vornehmsten / denn vor diesen schädlichen Wurmern ist kein gut oder fruchtbar Garten / keine Wiese / kein Feld nicht gesichert. Ja sie halten sich an aller meiste auf / wühlen und wühlen am ärgersten / da der Erdboden am besten und fruchtbarsten ist / und fügen den Erdgewächsen allenthalben großen Schaden zu / Weil das meiste von wenigen / was sie in ihren fahnen lothreisen von der Sonnen Hitze verdorret / und denn was von Gewächse die Maulwürfe mit ihren Hauffen überschütten / alles verdorrt.

Bedorret thut solch Ungeziefer großen Schaden den Hausgärten / wann sie in die jungen Zwiebeln / Majoran / etc. gerathen / da halten sie sehr übel hauf.

Summa Maulwürfe sind in Wiesen / Gärten und Feldern sehr schädlich / wie wahrhaftige Haußherren täglich mit Unwillen erfahren. Um dieser Ursachen willen haben vor langen Zeiten dero ehliche vornehme Leut Ursach genommen / mit Fleiß darnach zu trachten / auch in Schrifften an Tag zu geben / wie / oder durch wasserlen Mittel / diesem Ungeziefer zu steuern und wehren sey. Plinius / ein vornehmer alter Naturkündiger und Scribent lehret / wie man die Maulwürfe mit Heffen von Oele (Ich halte dafür er meyne die Heffen / welche das Baumöle sehet) sterben solle / lib. 17. cap. 18. In gleichem Car-danus lib. 7. cap. 32. de rerum var. lehret / wie man gedachtes Ungeziefer mit Schwefel aufreichern und vertreiben solle.

Ja es haben sich auch ehliche den großen Schaden / welchen dieses Ungeziefer den Erdgewächsen zufüget / dahin bewegen lassen / daß sie sich auff abgöttische und abergläubische Weis / oder Bannen gelegt / welchen noch ehliche / (wie sie es von ihren Voreltern gelernt) aber sehr unchristlich folgen / als zum Exempel: Am heiligen Christtage frühe / ehe es dann beginnt zu tagen / nehmen solche Christbergessene Leute einen Dreischlegel aus der Scheunen / gehen in einem bloßen Hemde auff dem Felde / in Wiesen und Gärten herum / und schlagen mit dem Flegel von freyen Kräfften auff das Erdreich / unter solchem Dreischen und Klopffen aber / sprechen sie ihren abgöttischen zäuberischen Segen immer fort und fort / bis sie auff ihrem Boden herum seynd / durch dieses göttlose und unchristliche Beginnen treiben sie die Maulwürfe / durch mitwirkung des leidigen Teufels / (welchen sie zu Ehren gedachter maßen / an dem S. Christtage die Früh-Metten in blohem Hemde und grausamer Kälte halten) von Ihrem Grund und Boden / und weisen solche ihren Nachbarn zu / welches dann eine grausame und schreckliche Sünde ist / dafür Christen-Menschen sich sowohl / als vor dem leidigen Teufel selbst zu hüten haben.

Ein klein wenig besser ist das andere Mittel / welches ehliche an der Fastnacht / früh vor der Sonnen Aufgang vor die Hand nehmen / als am gedachten unseligen Tage / (an dem sonst dem leidigen Teufel sein Fest hochfeyerlich mit grausamen Laitern und Sünden begangen wird) hauen sie stillschweigend eine zim-messige Erle ab / spalten solche zu Pfloeden / und schlagen solche Pfloeden darauff mit einem Schlegel an die Ränder der Gärten / Wiesen etc. Und geben für / wo der Schall von solchem schlagen (wie zuvor vom Flegelklang) hinfallt / solle sich das ganze Jahr über nicht ein einziger Maulwurf aufhalten können. Die Ursache / warum vom solchen Schalle und Halle die Maulwürfe weichen oder fliehen sollen / kan ich nicht begreifen / oder zum wenigsten in der Natur davon finden. Doch wo es ohne auffmerckung des verdammten Tages wäre (denn dieser verräth das Weis / und zeigt / daß der Teufel eben so wohl / als zu vor mit im Spiele sey) so könnte man es als ein übernatürlich Ding / passieren lassen / weil man sonst mehrmals der Natur heimliche Wirkung / und Sympathien und Antipathien, augenscheinlich befindet / ungeachtet / daß man gründliche Ursachen / solcher natürlicher verwandtschaft oder auch Widerwärtigkeit nicht anzeigen kan. (Forf. folgt.)



Nr. 6

11. August 1927.

9. Jahrgang.

Was ist Heimat?

Von Bernhard Schwittke, Lehrer i. Osterode, Ostpr.

Nur ein Volk, das fest in seiner Heimat verankert, mit seiner Heimat innig verwachsen ist, wird von den Stürmen der Zeit nicht hinweggeblasen. Das lehrt uns am besten das Augenzeugnis vom 11. Juli 1920 in unserem Abstammungsbezirk. Die Heimat kann jedoch nur dann diese starken Bedingungen und Sicherungen jeder einzelnen Seele, besonders der von ihr getrennt, fürs ganze Leben geben, wenn der Heimatfimmel, das Heimatgefühl, das Heimatbewußtsein von einer richtigen seelischen Einstellung gespeist wird. Was ist Heimat? Ist es ein Stück Raum mit seinen Dingen und Vorgängen oder eine Summe geistiger Erlebnisse, die über den Raum und seine Grenzen hinausreichen.

Dem einen ist der kleine Kreis der nächsten Blutsverwandten, die Familie, seine Heimat. Einem anderen ist Heimat sein Werk, wo er nützen kann. Daß diese Einstellungen falsch sind, bedarf wohl keiner besonderen Beweisführung. Wir haben da eine Umwelt, „ein für den Menschen und seinen Lebensvollzug bedeutsames Milieu“, nicht aber eine Heimat, sagt der Philosoph Spranger. Anfang und Grundlage alles Heimatfimmes ist das Geburts- und Kindheitsland, auf dem sich unser persönliches Wesen, Leben und Schicksal entfaltet hat. Ernst Moritz Arndt hat das in die Worte gefaßt:

„Wo du, o Mensch, Gottes Sonne zuerst schien ...

Da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte ...

Da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!“

Der Kindheitsheimat sind zunächst sehr enge Grenzen gezogen. Das Elternhaus, das Dorf und seine allernächste Umgebung, und in der Stadt einige wenige Gassen und Plätze, auf denen das Kind tagtäglich mit seinen Kameraden spielt, ist zunächst seine Heimat. Ganz allmählich weitet sich der Heimatbegriff durch Wanderung und Belehrung. Diese räumlich begrenzte Heimat wird erlebt. Gärten, Feld und Wald, stille Winkel und grünbemoste Häuser verwachsen mit Erlebnissen. Dann füllen sie diese Verhältnisse mit seinem Zauber und goldenem Duft. Und nur mir allein gehört dieses Erlebnis, für mich allein hat es Wert und Klang und Lebensfarbe. Und wenn ich lange von der Heimat getrennt bin, dann steht sie mir immer vor der Seele wie ein frischer Morgen. Dann ist das Herz krank und wund, wir spüren den „unaussprechlich tiefen Schmerz, der in das ver-

lassene Menschenherz sich wie ein Stachel bohrt und sticht und frisst“.

Wir wollen nicht die Verhältnisse haben, nach denen wir uns sehnen, sondern jenen Zustand der Gehobenheit, des Glücks, den wir an und in ihnen einst erlebt haben. Sehr stark betont waren diese Erlebnisse, deshalb blieben sie dauernd von unserem Gefühl durchdrungen. Wir wollen also uns selber noch einmal erleben, so wie wir einstens waren. Aber ergeht es uns nicht ganz sonderbar, wenn wir einmal in die Heimat zurückkehren? Das goldene Feuer, das uns beinahe die Seele verbrannte, erlischt fast. Die Wirklichkeit erscheint viel kleiner, enger, kälter, größer, nicht so wie wir sie in unseren Träumen erlebt haben. Und bald streben wir wieder hinaus aus dem kleinen Kreise, der unsern größer und wichtiger gewordenen Wesen kein volles Genügen mehr bietet. Heimat ist uns jetzt nur dann noch wirkliche Heimat, wenn ein paar Menschen darin unsere Sehnsucht stillen. „Menschen, die uns verstehen und die wir verstehen in derselben Sprache, in derselben Vorstellung, Gefühls- und Wertwelt, in ihrem Glauben und Schaffen in ihren Leiden und Freuden“. In das alte Erleben knüpft sich dann ein neues, größeres, reineres, das unser Inneres wieder heimatsfroh und heimatsstark macht. So haben wir neben der räumlichen Heimat noch einen anderen Kreis, die menschliche Heimat. Sie wird gebildet durch Familie, Eltern, Geschwister, Verwandte und Nachbarn. Heimatgefühl und -liebe sind mit dem Boden, mit den Orten oder Verhältnissen verknüpft, aber der Inhalt des Gefühls ist die Beziehung des Menschen zu Menschen. Heimatliebe ist Liebe zu Menschen. Alois Fischer sagt: „Heimat ist die durch Dauergewöhnung bekannte Welt, auf die wir eben infolge dieser Dauergewöhnung automatisch eingestellt, an die wir in allen unsern Reaktionen instinktiv angepaßt sind.“

Wäre das Heimatgefühl jedoch nur die Folge blinder Gewohnheit, dann wären sein Wert und seine Berechtigung sehr fragwürdig. Der ganz in Gewohnheiten stehengebliebene Mensch würde nicht die große Idee erkennen, die im Heimatfimmel liegt. Seine Seele würde nicht weich und bereit werden, die größere Gemeinschaft des eigenen Volkes zu umfassen und etwas von der Zugehörigkeit zum weiten Boden des Vaterlandes innerlich zu spüren. Das Heimatgefühl muß deshalb, wenn es auch in der Gewohnheit wurzelt, einen Motor erhalten, der dauernd arbeitet, der Kraft und Stärke erzeugt. Wir finden ihn in der emotionalen Stellungnahme und vernehmen ihn im Heimatfimmel. „Wenn ich den Wanderer frage, wo gehst du hin? Nach Hause.“ Und: „Wo kann nicht nach Hause, hab' keine Heimat mehr.“ Oder: „Dich, mein stilles Tal, grüß ich tausendmal.“ Oder: „Leute

Heimat sei gegrüßt!" Die ganze Leidenschaft des deutschen Genüßes lag und ruht in ihnen. Sie begreifen den Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Und wenn wir alt geworden sind und das Schicksal uns den Heimatboden entzogen hat, dann können wir diese Kinder vielleicht überhaupt nur noch hören, vor innerer Bewegung aber selber nicht mehr singen. Was sichert diesen Heimatliedern ihren ewigen Reiz, ihre unvergängliche Wirkung? Sie wären längst vergessen, wenn nicht aus den Tiefen der Volksseele ihnen etwas entgegenkäme, das in ihnen seinen naturgemäßen Ausdruck findet. In ihnen werden alle Sinnbeziehungen zur Heimat wieder lebendig und diese vereinigten sich in einem letzten Gesamtstimm, der jenseits des Alltäglichen liegt, im Ueberirdischen, Unjagbaren, Unbetretenen, nie zu Betretenden.

Bei richtiger seelischer Einstellung sind die Sinnbeziehungen zur Heimat besonderer Art. Von jedem Winkel, von jedem Stück in der Heimat gehen geheime Fäden zu uns herüber, gehen unendlich viele Wirkungen auf uns aus. Der sandige Bergabhang, den wir im Kraftüberdruß hinauf und herunter stürzten, die stillen Föhren, die uns als Burgfried und der daneben liegende riesige Steinhau, der uns als Burg diente, der uns Häuser bauen ließ und blutige Köpfe schenkte, — sie alle wissen uns viel zu erzählen. Unsere eigene verlebte Vergangenheit liegt in ihnen. Ein Stück unseres Wesens stellen sie dar. Dieser Erdenfleck ist, als meine Heimat gesehen, selbst schon ein Stück Geist geworden. Und diesen Geist trage ich in mir. Dieses Stück Heimat ist in mir verkörpert. Und selbst wenn ich Tausende von Meilen entfernt bin, wirkt und schafft dieser Heimatgeist in mir. Das Heimatleben hat sich bewußt gelöst vom Boden und von der Verflochtenheit. Es ist zum bewußten Heimatgefühl geworden, das mir dauerndes Erleben, dauernde Kraftquelle ist. Und nicht nur dieses Stück Natur hat sich so vergeistigt und ist von mir aufgenommen worden, sondern auch das menschliche und das kulturelle Element der Heimat. Der Geist jener Menschen, der die Heimat so geschaffen hat, wie sie ist, und der Geist jener Landschaft, der die Menschen so geformt hat, wie sie dort denken und sprechen und handeln, hat in mir seine Spuren hinterlassen und wirkt in mir auch in der Fremde. Diese von mir erlebte „Totalverbundenheit" ist eine durchgeistigte, mir zugehörige innere Welt, die von mir selbst aufgebaut und deshalb persönlich gefärbt ist, meiner Wertwelt entspricht.

So ist Heimat vor allem ein geschichtlich-geistiger, ein seelischer Zusammenhang. Und noch mehr: „Heimat ist," wie Spranger meint: „geistiges Wurzelgefühl".

Wenn wir uns seelisch so zur Heimat einstellen, wenn der Begriff „Heimat" mit diesem lebendigen Inhalt gefüllt und in die Volksseele gegossen wird, dann kann die Heimat, auch wenn sie durch „Korridore" getrennt oder durch ein widriges Geschick in fremde Hände gekommen ist, trotz alledem nicht verloren gehen. Sie bleibt Nährboden, Kraftquelle und Ziel unseres Strebens. Dann gibt es keinen Menschen, der wurzellos, also heimatlos ist. Die Heimat bleibt uns die große Idee, die alle Glieder des deutschen Volkes zur nationalen Gesinnungsgemeinschaft eint. Sie schließt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem sinnvollen Ganzen. Sie hilft durch klare Gedanken, gefühlswarmen Herzschatz und festen Willen eine neue Welt erbauen, die wir Deutschen an Stelle der alten zermürbten werden sehen müssen. (Heimatdienst.)

Die Herren von Thüle.

Plauderei aus alten Zeiten
von Hauptlehrer Hiltner.

In Westfalen bestehen seit vielen Jahrhunderten zwei Ortschaften gleichen Namens: Thüle und Thülen. Die erstere liegt westlich von der Bischofsstadt Paderborn, die andere nordöstlich von Brilon. In jedem dieser beiden Dörfer hatte im Mittelalter ein sehr ansehnliches Rittergeschlecht seinen Sitz, welches sich nach seinem Wohnorte benannte; in späterer Zeit sind jedoch allem Anschein nach diese beiden, wahrscheinlich schon früher verwandten adeligen Familien, durch mehrfache Heiraten in eine verschmolzen.

Weder von dem Briloner noch von dem Paderborner Stamm der Ritter von Thüle hat sich in der alten Heimat ein Zweig bis auf unsere Tage fortgepflanzt; beide sind im 17. Jahrhundert erloschen. Ritter Kaban von Thülen starb im Februar 1626 und hinterließ einen einzigen Sohn, der, noch keine 20 Jahre alt, im kaiserlichen Lager an der Weser, der letzte seines Namens, starb. Seine einzige Schwester Kabe heiratete 1627 Herrn von Ketteler zu Gerlendaels.

Uns interessiert hier nur Haus Thüle bei Paderborn, das seinen adeligen Besitzer oftmals wechselte. Nach den Urkunden sind u. a. zu nennen: 1. Gebrüder Rordt und Friedrich v. Deynhaußen, 2. Bernd von Hörde, 3. Philipp von Hörde, 4. Dietrich von Heyden, 5. Bernd von Heyden, 6. Henning von Rheden, 7. Everhard Ludwig von Alten, 8. Everhard Friedrich von Alten, 9. Wilderich von Ketteler, 10. Wilhelm von Ketteler, 11. Joseph von Ketteler.

Am 2. Dezember 1462 kaufte Bernd von Hörde, der seinen Wohnsitz in Bote a. d. Lippe hatte, von den Gebrüdern von Deynhaußen den Hof zu Thüle. 1467 am 4. Mai belehnte Bernhard, Edelherr zur Lippe, den Bernd von Hörde mit dem Richterhofe zu Thüle und dessen Bruder Dietrich mit dem rechten Hofe zu Thüle und der Mühlenstätte auf der Tuler-Bede (Thüler Bach). 1476 am 16. Juli wird Philipp von Hörde mit dem gen. Richterhofe von demselben Herrn zur Lippe belehnt. Von der großen Frömmigkeit dieses Edelherren zeugt neben vielen frommen Stiftungen seine Pilgerfahrt nach Jerusalem, von der er eine Kreuzpartikel mitbrachte, die von 1494 an in der Kapelle zu Lippling, im 30jährigen Kriege aber nach Delbrück (Westf.) gebracht ist und dort heute noch hochverehrt wird. So können wir es verstehen, daß er nach dem Tode seiner Gattin, Anna von Nesselrode, noch Priester wurde und später Dompropst in Münster. Dietrich von Heyden war vermählt mit Hermanne von Hörde, ist belehnt worden am 22. November 1576; desgl. am 5. April 1580 Bernd von Heyden und Bodo von Adelepen. Ketteler hatte eine Katharina von Hörde zur Frau. Am 6. Juli 1611 trat Henning von Rheden nach Belehnung Haus Thüle an; 1691 Everhard Ludwig von Alten; 1726 Everhard Friedrich von Alten. Seine minderjährigen Söhne waren Franz Joseph, Clemens August und Maximilian, für die ihre Vormünder von Wenge und Mengersen die Belehnung erhielten.

Ein anderer Sproß aus der Familie von Alten, Friedrich von Alten, starb 1807, seines Alters 38 Jahr. Seine trauernde Witwe von Hammerstein hat ihm ein Grabdenkmal gesetzt, auf dem wir lesen: „Weiser war wohl mancher, besser keiner." Der letzte Freiherr von Alten ist belehnt worden 1809 von Paderborn; er verunglückte im Scharneder Holz durch einen Sturz mit dem Pferde. Da keine männlichen Erben vorhanden waren, so zog die Familie 1845 nach Hannover. Haus Thüle wurde jetzt durch einen Rentmeister, namens Klöpfer, verwaltet und ging dann durch Kauf an den Güterhändler Wilh. Arngen in Lippsa d. über. Derselbe veräußerte den größten Teil der Ländereien an Private, den Rest mit dem 1712 erbauten Hause erkaufte 1848 der Freiherr Wilderich von Ketteler, ein Bruder des hochseligen Bischofs von Mainz, vermählt mit der Gräfin Pauline von Stolberg. Im Jahre 1873 bei Gelegenheit einer Hochzeit auf der Sinnenburg bei Brakel rührte ihn der Schlag.

In P. Martin Gander: Der Spiritismus, lesen wir S. 33: Im Jahre 1873 stand ich als Schlossgärtner in Diensten des Freiherrn Wilderich von Ketteler auf Haus Thüle bei Salztotten. Eines Morgens im Juli erwachte ich aus einem schweren Traume. Ich trat in des alten Herrn Wohnzimmer. Wie ich die Tür aufmachte, lag er völlig angefaßt mit Stiefel und Sporn vor mir auf einem Bette und war tot. Beim Frühstücke berichtete ich die seltsame Traumerscheinung alsbald den übrigen Hofbedienten. Die Anwesenden lachten mich aus, und die Kammerjungfer M. Albrecht aus Marsberg spottete: „Mit Stiefel und Sporn kommt man aber nicht so leicht in den Himmel. Sie wollen uns etwas aufbinden." — 14 Tage später, am 29. Juli, erfolgte auf der Sinnenburg die Trauung des Grafen Herbert von Galen mit der Gräfin Theresie von Hocholz-Wiesenburg durch den Bischof von Mainz. Als nach der Trauung die Gäste im Park sich versammelt hatten, sank unter ihnen Baron Wilderich plötzlich vom Schlag getroffen, zusammen und verschied. Der Bischof und ein Sohn des Verstorbenen, Baron Fritz, brachten der ah-

nungslosen Witwe die erschütternde Kunde nach Thüle. Der Bischof erstieg taumelnd die Treppentreppe und sagte dem anwesenden Baron Albrecht etwas ins Ohr. Dieser erblähte, die Haustür ging auf und Freiherr von Ketteler rief dem Schwager zu: „Onkel Wilhelm, warum kommst du so früh, es ist doch nichts passiert? Ist Wilderich krank?" Der Bischof gab zur Antwort: „Ja, liebe Paula, es ist etwas passiert, fasse dich!" Darauf die Freiherrin: „O Wilhelm, sage mir die Wahrheit." Und der Bischof sagte tief bewegt: „Ja, liebe Paula, sei stark, der liebe Gott hat Wilderich geholt; er ist tot." — Mit einem fürchterlichen Aufschrei sank Freiherrin von Ketteler ohnmächtig zur Seite, wurde von Baron Fritz und Albrecht aufgefangen und die Tür wurde geschlossen. In der Nacht zwischen 3 und 4 Uhr fuhr ein Wagen mit der Leiche auf den Schloßhof, in dessen Torhause ich wohnte, ein. Nach dem Frühstück wurde dem Personal die Beisetzung der Leiche gestattet. Und siehe! im Wohn- und Arbeitszimmer des Verstorbenen war in der Nacht eine Bettlade aufgeschlagen und auf dem Bette lag ausgestreckt, in Lackstiefel und Hochseitsrad, die Sporen fest, der tote Freiherr.

So weit der damalige Gärtner Theodor Pieper, der heute noch in Rütten (Kr. Lippsa d.) lebt, 75 Jahre alt.

Der Sohn des Verstorbenen, Wilhelm von Ketteler, vermählt mit Ludowika von Wamboldt, starb in Thüle am 18. Januar 1904 und wurde unter größter Beteiligung des westfälischen Adels und der Ortseinwohner am 21. Januar 1904 zu Grabe getragen. Von seinen beiden Söhnen fiel Baron Franz im Weltkrieg am 18. April 1918, Majorats Herr ist somit der jüngste Sohn, Baron Joseph von Ketteler.

Das Erbverhältnis der adeligen Familien ist rechts von der Kirche in Thüle.

Das Geschlecht der Ketteler stammt aus Herdringen bei Hüsten im Kreise Arnsberg. Von der alten Stammburg, der Kettelburg, ist keine Spur mehr erhalten; die alte Burgruine deckt heute der Schloßpark des Grafen Fürstenberg zu Herdringen. Wappen: Resselhaken.

Weder Kippstads Wederbereitung.

Lippstadt war seit altersher ein weit und breit berühmter Ort für Herstellung des Rindleders. Auf den Messen zu Leipzig, Kassel, Braunschweig und Frankfurt wurde Lippstädter Rindleder in ganzen Waggonladungen verkauft. Seine Vorzüge waren Weichheit und Dauerhaftigkeit. Rindlederne Schaffstiefel hielten 4–5 Jahre, mitunter noch länger. Wie aber wurde das Rindleder hergestellt? Daß Rindleder aus den Häuten der Kühe und Ochsen hergestellt wird, dürfte wohl jedem bekannt sein. Die sogenannte grüne Haut, 80–90 Pfund schwer, wurde auf der Schiebkarre zum Gerber gebracht, deren es früher in Lippstadt etwa 12–13 gab. Für das Pfund wurde 10–12 Pfg. gezahlt. Die Hörner verwerteten der Kammacher und der Pfeifenmacher. Auch Musikinstrumente wurden daraus hergestellt, die sog. Tuthörner, die die Kinder früher zu Weihnachten bekamen. Im Kopfe und im Schwanz war noch Abfallfleisch. Das wurde herausgeschabt, mitunter 20–30 Pfund. Dieses wanderte nach Lumerzhems Leimfabrik, wo es zu Schreinerleim verarbeitet wurde. Der wohlriechende Duft in der Nähe dieser Leimfabrik liegt mir noch heute in der Nase. Die Schwanzhaare erhielt Andreas Knopp, das waren wertvolle Pinselhaare. Die Haut wurde dann nach den Kalkgruben gebracht. Diese befanden sich in der Nähe der Lippe, an der „Schabelfußle." Durch das Bestreuen mit Weiskalk wurden die Haare locker. Wierzehn Tage bis drei Wochen lagerte die Haut in der Kalkgrube. Neben den Kalkgruben befanden sich die Haarküchen, in denen auf Holzböden die Haare aus der Haut herausgeschabt wurden. Aus den Haaren wurden Filzsohlen bereitet. Die Häute wurden dann, an Ketten befestigt, in die Lippe geworfen. Das weiche Lippewasser machte die Haut geschmeidig. Zwei bis drei Tage lag die Haut vom Wasser umfließen, damit der Kalk entfernt wurde. Dann kamen sie in die Lohgruben. Auf eine Schicht Loh kam eine Schicht Felle, dann wieder eine Schicht Loh usw. Eine Grube faßte etwa 40–50 Häute. Durch die

*) Jetzt „Burgstraße".

Loh wurde die Haut braun gegerbt. Alle 6–8 Wochen wurde die Loh erneuert. Der Vorgang des Gerbens dauerte etwa 9 Monate. Die Loh wurde getrocknet in Backsteinformen und dann als Lohstorf zum Umachen der Fellen verkauft. Das Stüd kostete 5 Pfg. Wenn die Häute aus der Grube herausgezogen wurden, waren sie naß und steif und wurden nun an der Sonne getrocknet. Ich erinnere mich noch deutlich aus meiner Jugendzeit, wie Daniel Maderohn oft 10–20 Häute an der Südseite des Menschenbiers Hauses (später Gasthof Müller, jetzt Köhler Warenhaus, Straße) an der Kahlenstraße trocknete, wobei ihm der untere Teil der Saalwand sehr zu statten kam. Nun wurde die Haut auf dem Gerbertische glatt geschabt, damit sie gleichmäßig wurde, dann mit Walfischtran geschmiert, dann an der Sonne oder im geheizten Raume getrocknet. Hierauf wurde die Haut gestoßen und genäht, damit sie weich wurde und schön ausfiel. Man nannte das „Zurichten". Die schweren Häute wurden durchschnitten und nummeriert und kamen dann in den Handel. Ein weiter Weg von der Rindhaut zum Rindleder! Aber ein nahrhaftes Geschäft! Sehen wir nur hier auf die wohlhabenden Lohgerber, bezw. deren Nachkommen: Maderohn-Südendor, Hülfemann in der Ecke, Meinerzhagen Kaspar, Daniel Maderohn, den ich in seiner gelben Kamuffelung noch vor mir sehe, Friedr. Maderohn, Dietrich Meinerzhagen, Schwemann usw. Es waren ehrbare, fleißige und tüchtige Bürger, die stolz darüber wachten, daß Lippstads Ruhm in Bezug auf die Güte seines Rindleders auf den deutschen Großmärkten keinen Schaden litt. (1788, als der Bürgermeister Johann Anton Arnold Müller seine „Alten Nachrichten von Lippstadt" herausgab, waren die Vorsteher des Lohgerber-Amtes Hermann Maderohn und Johannes Heer.)

Von Schildwirtschaften in den Ortschaften der ehemaligen Herrschaft Biren.

Von Fritz Hören, Rütten.

Wer einmal mit Knotenlock und Ruckack in Süddeutschland wanderte, erinnert sich mit wehmütiger Freude der Qual, die Auswahl unter all den einladenden Schenken und Gasthäusern ihm machte. Sollte er im „Möhten" einkehren, von dem ein Ortskundiger ihm gesagt, der Möhrenwirt bade die besten Weiden und führe den köstlichsten „Heurigen", im „Riefen", der sich rühmen darf, Könige und Fürsten seit Jahrhunderten beherbergt zu haben? Oder im „Adler", wo die beständige Gastlichkeit des die Tür hütenden Wirtes auf Bier, Leberle und Spägle von erster Güte schließen ließ? Oder sollte er im „Löwen" Rast machen, wo des Besitzers Tochterlein schon den Mund spitzte zu einem „Grüß Gott!", wie halt nur ein Schwabenmaide es sagen kann? Ja, ja, so ist es: schon die Mulierung „A der wunderbaren Wirtshausnamen dort unten im Süden ist ein Genuß und eine Qual zugleich. Bei uns zu Lande ist man weniger poetisch. Da heißt es nüchtern: Gasthof Schulze, Hotel Müller.

Vor etlichen hundert Jahren war das auch bei uns Nordländern anders. Da lud nicht ein Name, sondern ein Zeichen zur Einkehr ein, zunächst ein ganz einfaches, ein Strohwickel. So heißt es in einer Ordnung der Stadt Arnsberg von rund 1450: Wie (wer) beir tappen will, die (der) fall den bewirch uistieden. (Seiberts, Urkundenbuch 3, S. 112). Später erlangt man vortheilichere Einladungszeichen. Die konzessionierten Wirtshäuser wurden kenntlich gemacht durch ein Schild.

Um 1755 waren in den Ortschaften der Herrschaft Biren die folgenden Schildwirtschaften vorhanden. In Alhen konnte man einkehren im „Frieden", in Steinhäusen im „Halben Mond" oder im „Stern". In der Residenzstadt war die Wahl schon schwerer. Wer mit der Postkutsche ankam (eine preussische Postverbindung führte damals schon von Lippstadt, das seit 1609 bezw. seit 1616 halb zu Brandenburg-Preußen gehörte, über Biren ins Hessenland), konnte bei dem königlichen Postmeister Anton Hagemann absteigen, dem das Gasthaus „Zum Preussischen Adler" gehörte, auf dem Plake des Lenerischen Hauses am Seminar. An der Burgstraße standen vier Schenken dicht beieinander. Adolf Sanzen besaß den „Gildenen Stern" dort.